



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Korrodi, Eduard: Eine schweizerische Nationalliteratur?

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lose“ auch hätte kompilieren können. Aber Sie wissen ja, Opposition imponiert in Deutschland immer. Opposition, gleichgültig gegen was. Populäre, witzig-satirische Form gefällt auch — der Stoff ist dabei ziemlich unwichtig. So wird Ihr Buch viel gekauft und gelesen werden; und wenn das zehnte Tausend erreicht ist, so wird damit ein Faktum da sein, das Material für einen wunderhübschen Abschnitt in einem von Ihnen neu zu kompilierenden Buche „Kulturkuriosa der Gegenwart“ bilden dürfte.

Dr. Victor Goldschmidt-Würzburg

## Eine schweizerische Nationalliteratur?

Von Dr. Eduard Korrodi-Zürich



wei Titel! „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“ von J. Bächtold, 1892. „Histoire de la littérature suisse“ par V. Rossel et H. E. Jenny, 1910. Zwei Titel! Nichts weiter? Zu wissen, daß der erste ungefügt und lang, der zweite kurz formuliert ist, wie es einem Franzosen geziemt? Aber das sind Außerlichkeiten; ich bitte den beiden Titeln etwas vorsichtiger ins Auge zu sehen! Sie sind nichts Geringeres als zwei geharnischte programmatische Thesen, Gegensätze schärfster Prägung. Bächtold erzählt sachlich und auf den sichern Brücken mühselig errafften Tatsachenmaterials, ohne die Leidenschaft eines Künstlers, von dem Anteil der Schweizer an der allgemeinen deutschen Literatur, von Dichtern, die zwar nicht erröten, reichlich die helvetischen Muttermale zu zeigen, die gleich Haller nicht verleugnen, wie energisch sie mit der deutschen Sprache gekämpft, wie sie allzeit in der Avantgarde waren, wenn es galt, gegen Monopolisierungsversuche eines Gottsched mit der Harnischhaftigkeit eines Bodmers anzustürmen, die freudig je und je die Segnungen eines so reichen Literaturzusammenhanges genossen. Virgil Rossel, der neue Geschichtsschreiber der Schweizer Dichtung, macht sich zum Interpreten jener Ansicht, die gegen Professor Vetter seinerzeit grollte, weil er die Schweiz in geistiger Beziehung eine Provinz nannte. In Wirklichkeit darf er nicht einmal als der Träger dieses Urteils gelten; las ich doch erst vor kurzem in dem Einleitungswort zu den am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erschienenen „Alpenrosen“, einer Almanachsammlung von ausgesprochen lokalpatriotischen Tendenzen: „Wir Schweizer sind dem größten Teile nach in Sitten und Gebräuchen, in Sinnesart und Sprache das, was man ehrlich Deutsche nennt. Die schweizerische Literatur, die von altersher eine kleine Provinz der deutschen macht usw.“ Virgil Rossel bemüht sich, im Vorwort die Literatur der Schweiz zu einer Nationalliteratur zu frisieren und um das deutsche und französische Literaturringen in der Schweiz ein Einheitsband zu flechten. In der Einleitung seiner Geschichte, sagte ich, denn der folgende Werdegang der Literatur lehnt sich auch bei ihm gegen eine solche Geschichtsklitterung von partikularistischen Engbrüßlingen auf. Goethe, der auf poetischem Territorium den Landesmarken keinen zu großen Wert beilegte, nannte darum in Hinsicht auf die gesamte deutsche Literatur Hallers Alpen „den Anfang einer nationalen Poesie“, der Goethe, der die feine Distinktion machte „zwischen dem Vaterlande seiner poetischen Kräfte und jenem, das er als Mensch und Bürger

liebte". G. Keller polterte mit alemannischer Beredsamkeit, als R. Weber die Schweizer mit einer „Poetischen Nationalliteratur der Schweiz“ beschenkte. C. F. Meyer sekundierte ihm mit dem schroffen, bei ihm verwunderlichen Urteil „vom baren Unfinn“ einer solchen Meinung. Als ein englischer Aufsatz Keller nur „als schweizerische Literaturfache“ behandelte, schrieb er Freiligraths Gattin: „Gegen die Auffassung, als ob es eine schweizerische Nationalliteratur gäbe, habe ich mich immer aufgelehnt. Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Späß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört. . .“ Als reifer Dichter verhehlte er seine Abneigung gegen die lyrisch-patriotische Trommelschlägerei nicht und fand sogar sein eigenes silbenreuses Vaterlandslied „O mein Heimatland“ noch zu laut. Wenn man nicht aus seinem Prologgedicht zur Schillerfeier 1859 und dem Aufsatz „Am Mythenstein“ wüßte, wie er gleich C. F. Meyer vor den Großen von Weimar seine huldigende dankbare Reverenz bezeugte, hörte man den innigen Dank aus seinem „Grünen Heinrich“. Im Anblick des deutschen Rheins, der unweit seiner Heimat Glattfelden vorbeirauscht, hat er an der Schweizergrenze gesungen:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,  
Du stiller Ort am alten Rhein,

Wo ungestört und ungetannt,  
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

Regte sich in ihm ein literaturpatriotisches Gefühl, so war es die Freude, mit unter jenen ansässigen Poeten aus dem Süden gewesen zu sein, die an der großen deutschen Horizontenerweiterung der Poesie Anteil hatten, die die norddeutsche Literaturhegemonie brach. C. F. Meyer ist die Poesie gewordene Verneinung dieses unnötig engherzigen Literaturbegriffes. Hatte Leuthold keinen Grund, über ein undankbares Vaterland zu klagen, so werden wir Meyer kaum zu tadeln wagen, wenn er es tut. Keller drückt ein ähnliches Gefühl scherzend aus, indem er die Schweiz einen literarischen „Holzboden“ nennt. In einer Darstellung der Literatur in der Schweiz des neunzehnten Jahrhunderts müßte im Gegenteil ein Kapitel „Deutschlands Mitarbeit an dem Aufschwung des literarischen Lebens in der Schweiz“ überschrieben werden. Die Schweiz war gebend, aber auch empfangend. Ein Deutscher, Fr. Mathisen, war es, der den Graubündner Lyriker Gaudenz von Salis auf dem deutschen Barnaß vorstellte. Deutsche waren es, die G. Keller zum poetischen Tagewerk riefen. An Herweghs dichterischer Eloquenz entzündeten sich Kellers dichterische Erstlinge, die ihm wieder ein Deutscher, H. V. Follen, mit trefflichem Rat glätten half, und denen er auch für einen Verleger Umschau hielt\*). Deutsche griffen auch dem jungen Meyer unter die Arme. Als die Schweiz, mit Ausnahme Widmanns und Freys, noch sehr reserviert über Carl Spitteler zu urteilen liebte, schrieb Felix Weingartner seiner kosmischen Poesie eine huldigende Studie mit tönender Wortinstrumentation, die das Jubilieren von den „Amen“ eines „Gloria“ aus einer alten Barockmesse gelernt haben könnte. Brahms war meines Wissens der erste, der G. Keller eine größere Studie weihte. Freilich, die Schweizer haben ihren Dank auch reichlich zurückerstattet

\*) G. Keller bemerkte: „Kein schweizerischer Dichter kommt in seiner Heimat zu Namen und Ansehen, bevor sie ihn aus Deutschland mit der großen Trompete über die Grenzen hereinführen.“

durch Werke wie Meyers „Hutten“, der dichterischen Gabe an das geeinte Deutschland, einer Revanche für den der Schweiz geschenkten „Tell“. Wer Meyers Briefwechsel aufmerksam liest, wird sich wundern, mit welchem Anteil er die Geschichte Deutschlands verfolgt, wie er nie verhehlte, daß das Jahr 1870 ihn der deutschen Poesie für immer geschenkt hat. Er stellte es als merkwürdiges Zusammentreffen hin, daß der Leidensweg Kaiser Friedrichs mit manchen Situationen seines Pescara zusammentraf, liebte den Kaiser nicht weniger, trotzdem ihn dieser von der Liste der Schiller-Preis-Kommission gestrichen hatte. Wichtiger sind seine direkten Zeugnisse, die sich durchaus mit den Überzeugungen der einsichtigen Dichter und Kritiker in der Schweiz damals und heute noch deckten: „Der schweizerische Schriftsteller soll das Bewußtsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen.“ Ja, er nannte es ein unermessliches Gut, daß der Schweizer einem weiten sprachlichen Gebiet und einer großen nationalen Kultur angehöre. Ihm selber war es Bedürfnis, möglichst weiter Kulturschwingungen habhaft zu werden. Die zwei schönsten Briefwechsel Kellers und Meyers wenden sich an zwei Deutsche, an Th. Storm und L. von François. Überhaupt sind beider Briefe die besten Dokumente, um den Beweis zu liefern, wie ihnen in der Literatur die Landkartenstriche gleichgültig sind, wie sie sich nur an die Grenzen sprachlicher Art halten. B. Kossel behauptet, daß man in den Schweizer Schulen entweder deutsche oder französische Literatur lehre und die Schweizer in diesem allgemeinen Zusammenhang würdige. Es ist zu wünschen, daß die Schweiz bei dieser vorurteilsfreien Methode beharre, so sehr sie heimatische Kultur pflegen wird und soll. Isolierungstendenzen sind verhängnisvoll, am meisten in der Literatur. Überschaute man aber das Schaffen der jüngstschweizerischen Schriftsteller, so erschrickt man fast über ihre Anpassungsfähigkeit, was erst jüngst Joseph Hofmiller bedauernd herausfühlte. Ein Dichter wie Wolfer erscheint entwurzelter, als der mit seinem exklusiven Ästhetentum der Schweiz nie vertraut gewordene Leuthold. Schaffner, Hg und Wöschlin, der in seinen „Königsmieds“ den Bauernroman Gotthelfs zu neuer Höhe hob, aber hernach das Großstadtmilieu aufsuchte, sind künstlerisch durch Berlin hindurchgegangen. Sie sind mit einer neuen Weltanschauung an dichterische Probleme herangetreten und weisen auch ein nervöseres Temperament im Gestalten auf, als die gemächlich schildernden Dichter der älteren Garde. Sie selber lassen sich in die schweizerische Nationalliteratur en miniature nicht inkapseln. Sie überlassen dieses berausende Gefühl jenen Kleinen, die es nicht vermocht, den heimatischen Mikrokosmos durch die Gewalt ihrer Persönlichkeit zu einem dichterischen Makrokosmos zu erhöhen, wie es z. B. Ernst Zahn gelang. Die Weisheit des Neuenburger Kritikers Chaillet am Ende des achtzehnten Jahrhunderts: „Ayons donc une poésie nationale!“ hat der welsche Dichter Edouard Rod unbarmherzig mit dem durch die Erfahrung gestützten Urteil quittiert: „Nous ne pouvons pas avoir de littérature nationale“; sprach's — und ging hin, schrieb in die „Revue des deux mondes“, wie Keller und Meyer in die „Deutsche Rundschau“.

Mit den besten Kräften der Heimat die Dichtung zu speisen, die schönsten Motive aus ihr zu entlocken, unersättlich das Landschaftsgefühl durch den Anblick der umgebenden Natur zu verfeinern, blieb dennoch das Ziel dieser Dichter: der Heimat treu und der deutschen Literatur! —

Der Charme der nationalen Literaturetikette hat auch ein Gutteil an den Bemühungen um ein schweizerisches Nationaldrama. Von einer schweizerischen Nationalbühne träumte selbst Wagner. Auch G. Keller begeisterte sich einige Zeit für den Plan. Wissen wir doch aus seinem „Grünen Heinrich“, warum diese Ideen in der Schweiz besonders Boden faßten. „Einfach und durchaus praktisch, wie sie waren, fanden sie nicht volles Genügen an der dramatischen Lektüre im Schlafrock; sie wünschten diese bedeutsamen Begebenheiten lebhaftig und farbig vor sich zu sehen, und weil von einem stehenden Theater in den damaligen Schweizerstädten nicht die Rede war, so entschlossen sie sich kurz und spielten selbst Komödie, so gut sie konnten.“ 1860 war Keller der erste, der von einer großartigen Entwicklung der nationalen Feste rebete, „die den Nährboden eines grandiosen Nationaldramas bilden würden“. Allen diesen tastenden Versuchen nach einem nationalen Drama geht die kluge und mit Tatsächlichem erfüllte Studie Dr. W. Zollingers „Eine schweizerische Nationalbühne“ (Sauerländer inarau) nach, zeichnet mit Geschick und Strenge die Demarkationslinie zwischen echter Kunst und der Pseudodramatik. Was ist das Fazit seiner historischen Prüfung? Daß der Vorhang noch lange nicht majestätisch aufgerollt ist, daß wir respectable Leistungen gesehen — aber kein einziges Drama haben. Diese Tatsache spitzt sich zu einem Problem zu: Ein Erzählervolk par excellence, über dem die Glorie der epischen Herrlichkeiten sichtbar schwebt, birgt, um so mehr, als es durch kulturgeschichtliche Bedingungen keine Bühnentradition besitzt, dennoch in seinem Busen eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Drama. Nie hat G. Keller die dramatischen Pläne, die er hegte, ganz begraben. Aber wir wären keinen Augenblick im Zweifel, nach welcher Hand wir griffen, wenn er in der einen alle seine vielen dramatischen Entwürfe, in der andern eine einzige novellistische Skizze hielte. — C. F. Meyer drängte es immer wieder nach der dramatischen Geberde. Er dachte wie ein Dramatiker, doch wenn er schrieb, beschrieb er unwillkürlich Szenarium und Regieanweisung, und siehe — er kredenzte Epik aus goldener Schale. Was für einen fürstlichen Besitz hätte er aus der Hand gegeben, wenn er, statt seelische Affekte direkt zu schildern, worin er höchster Meister war, deren Wirkung, den äußeren körperlichen Effekt, die Geberde, die Mimik an den Zufall des mehr oder weniger intelligenten Schauspielers preisgegeben hätte? Den epischen Nibelungenhort fand der Schweizer. Den dramatischen, wie Dr. Zollinger eindringlich bewies, bis heute nicht. Mag der Schweizer ausgehen und ein Nationaldrama suchen, irgendein Werk erschaffen wie Kleist im „Prinzen von Homburg“ oder Grillparzer in „König Ottokars Glück und Ende“. Aber warum ein Nationaldrama suchen, da es jedes Schulkind kennt: den „Wilhelm Tell“?

Es ist Gottfried Keller, der in seinem Aufsatz „Am Mythenstein“ es auf seine Weise sagte: „Ein großer Dichter schüttet aus dem Füllhorn seines Reichthums ein Schauspiel hervor, und einem alten Bundesstaate, der eine stattliche Vorzeit und eine Geschichte hat, welche er noch nicht zu liquidieren willens ist, dem aber eine verklärte Nationaldichtung fehlte, ist diese in der schönsten klassischen Form geschenkt, die seine Entstehung vor aller Welt bestrahlt und typisch macht.“

Beantwortlich George Kleinow in Berlin-Schöneberg. (Herr Dr. Paul Mahn befindet sich auf Reisen.)  
Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.